

(Nachdruck verboten.)

15)

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Es war an einem Frohnleichnamstag. Gallardo erblickte ein hochgewachsenes, schlankes und zugleich dralles Mädchen von jugendlicher Schönheit und Frische. Das zartblasse Gesicht wurde beim Anblick des Stiersechters jählings rot, und die großen dunklen Augen blitzten zwischen den langen Wimpern auf.

„Donnerwetter, der nette Käser kennt mich,“ sagte sich Gallardo in seinem Dünkel. „Muß mich wahrscheinlich in der Arena gesehen haben.“

Er folgte ihr und ihrer Tante, und als er erfuhr, daß es Carmen, seine Jugendgefährtin war, konnte er sich nicht fassen vor Staunen, daß die frühere schwarze Eidechse sich so wunderbar umgestaltet hatte.

Er machte ihr nun fleißig den Hof; die Nachbarn unterhielten sich über die kommende Hochzeit und sahen in ihr eine neue Ehre für das Viertel.

„Ich bin einmal so,“ sagte gnädig Gallardo zu seinen Verehrern. „Es fällt mir nicht ein, anderen Loreros nachzuzahlen, die sich mit vornehmen Damen verheiraten und dann nicht mehr mit Thresgleichen verkehren wollen. Ich nehme ein Mädchen meines Standes und halte zu den Meinen.“

Die Freunde waren begeistert und sangen das Lob der Braut. Ein herrliches Weib! Welch ein Busen, Welch . . . ! Der Stiersechter machte eine böse Miene. Darin verstand er keinen Spaß.

Abends, wenn er vor ihrem Fenstergitter stand und mit ihr plauderte, indem er zwischen den Blumentöpfen ihr maurisches Gesicht bewunderte, näherte sich ihm der Kellner einer nahen Kneipe mit einem großen Präsentierteller, auf dem eine Anzahl hoher, schmaler, mit Manzanillawein gefüllter Kelche stand. Es war der Sendbote, der heran kam, um „die Platzmiete zu erheben“, ein alter Brauch in Sevilla gegenüber Verliebten, die durch das Gitter sprechen.

Der Torero nahm ein Glas, bot seiner Braut ein anderes an und sagte zum Kellner: „Sage den Herren, daß ich mich schön bedanke und daß ich später noch vorjpreche. Sage dem Montanes, daß ich alles bezahlen werde.“

Wenn er lange genug Süßholz gerauspelt, betrat er die Weinstube, wo ihn diejenigen, die ihm den Wink gegeben, erwarteten. Es waren meist Freunde und Anhänger, vermischt mit Unbekannten, die einmal auf Kosten des Toreros trinken wollten.

Als er von der ersten Gastreise, die er als bestallter Matador unternommen, zurückkam, brachte er die Winterabende vor dem Gitter Carmens, gehüllt in seinen malerischen Radmantel von grünlichem, mit schwarzseidenen Stickerien bedecktem Tuch.

„Man hat mir gesagt, daß Du stark trinkst,“ seufzte Carmen, indem sie die Stirn gegen das Eisengitter drückte.

„Dummer Klatzsch! Wenn ein Freund mich zu einem Glas einlädt, kann ichs doch nicht abschlagen und muß mich nachher revanchieren. Bedenke, Schatz, ein Torero ist . . . ein Torero, und man kann nicht von ihm fordern, daß er lebe wie ein Karmelitermönch.“

„Man hat mir gesagt, daß Du mit verrufenen Weibern verkehrst.“

„Alles Lügen. . . Das war früher, als ich Dich noch nicht kannte. . . Teufel noch mal, ich möchte den Hundsfott kennen, der Dir solche Dinge hinterbringt.“

„Und wann ist die Hochzeit?“ fuhr sie fort, indem sie mit dieser Frage die Entrüstung des Freiers unterbrach.

„Sobald unser Haus fertig ist. Wollte Gott, es könnte schon morgen sein. Der Spitzbube von Schwager wird nie fertig. Offenbar geht es ihm gut dabei, so daß er keine Eile hat.“

„Ich werde in alles Ordnung bringen, Juanillo, wenn wir einmal verheiratet sind. Du wirst sehen, wie dann alles

nach der Schnur geht. Ich bin sicher, daß mich Deine Mutter gern haben wird.“

Und so ging es weiter, in der Erwartung jener Hochzeit, von der ganz Sevilla sprach. Der Onkel und die Tante Carmens und die Sennora Augustias verabredeten die Angelegenheit, so oft sie zusammenkamen, aber trotzdem betrat der Torero das Haus seiner Verlobten nur selten, als habe man es ihm verboten. Die Beiden sahen sich lieber, der Ueberlieferung getreu, nachts am Fenstergitter.

Der Winter ging vorüber. Gallardo ritt oft hinaus auf die Jagd nach den Gehegen von reichen Herren, die ihn duzten und in gönnerhaftem Ton zu ihm redeten. Es hieß, durch beständige Leibesübung seine Gelenkigkeit erhalten, für den Augenblick, wo die Corridas wieder einsetzen würden. Er fürchtete immer, seine Kraft und Behendigkeit einrosten zu lassen.

Der mündliche Verkünder seines Ruhmes war Don José, ein Herr, der als sein Verwalter fungierte und alle Kontrakte mit den Zirkusunternehmern abschloß. Er lebte von seinen Renten und hatte sonst keine Beschäftigung, als von Stieren und Stiersechtern zu reden. Für ihn waren die Stiergefächte das einzig Interessante auf der Welt, und er teilte die Menschheit in zwei Klassen ein: in die der Ausgewählten, die Stierzirkusse besaßen, und in die jener traurigen Nationen, wo es weder Sonne noch Frohsinn noch guter Manzanilla gibt, dessen ungeachtet sie sich mächtig und glücklich wähnen, wo sie doch nicht einmal eine einfache Novillada geschaut haben!

Er legte in seine Liebhaberei die Energie eines Kriegers und den Glauben eines Inquisitors. Dick und fett, noch jung, kahlköpfig und blondbärtig, war dieser Familienvater, der im gewöhnlichen Leben einen lustigen und etwas spöttischen Charakter hatte, grimmig und unnachgiebig, wenn er im Stierzirkus saß und die neben ihm Sitzenden seine Ansichten nicht teilten. Er war Kavallerieoffizier gewesen, mehr aus Liebhaberei zu den Pferden als aus einem anderen Grunde. Seine Wohlbeleibtheit und seine Begeisterung für die Corridas hatten ihn veranlaßt, aus dem Dienst zu treten, und er verbrachte jahraus jahrein den Sommer, indem er Stiergefächten beiwohnte, und den Winter, indem er von ihnen sprach. Sein innigster Wunsch war, der Führer, der Ratgeber und der Verwalter eines Espadas zu werden. Als er auf diesen Gedanken kam, hatten bereits alle Maestros den ihrigen, und so war für ihn das Auftauchen Gallardos ein wahres Glück. Der geringste Zweifel an seinen Vorzügen konnte ihn aufbringen und geradezu unangenehm werden lassen. Unter seinen glorreichsten Kriegstaten rechnete er auch die, zwei schlechte Aficionados in einem Café mit Stockschlägen traktiert zu haben, weil sie seinen Matador nicht gebührend zu würdigen wußten.

Das gedruckte Papier schien ihm ungenügend zur Verbreitung von Gallardos Ruhm, und im Winter pflegte er vormittags sich an einer sonnigen Ecke der Calle de las Sierras aufzustellen, wo seine Freunde vorüberkommen mußten.

„Ach was, es gibt nur einen Mann!“ sagte er mit lauter Stimme vor sich hin, als sähe er die Herankommenden nicht. „Der erste Mann der Welt! Und wer das Gegenteil sagt, hat's mit mir zu tun . . . Ich sag's noch einmal: 's ist der Einzige.“

„Wen zum Teufel meinst Du?“ fragten die Freunde mit leisem Spott, als verständen sie nicht.

„Wen ich meine? Juan, natürlich.“

„Welchen Juan?“

Und er antwortete mit einer Gebärde des Erstaunens und der Entrüstung:

„Wie könnt Ihr noch fragen? Als ob es viele Juans gäbe. Ihr wißt es doch: Juan Gallardo!“

„Man sollte meinen,“ sagten einige, „daß Ihr zusammen schläft, Du und er . . . Wißt Du's vielleicht, den er jetzt heiraten soll?“

Don José brummte grimmig in den Bart hinein. Wenn er aber sah, daß noch andere Bekannte herankamen, vergaß er die Spötter und wiederholte unentwegt:

„Ich sag Euch, es gibt nur einen Mann. Neben ihm

gibt es keinen auf der Welt. Und wer's nicht glaubt, der sag es grad heraus, ich werd' ihm Antwort stehen."

Die Hochzeit Gallardos gestaltete sich zu einem großen Ereignis. An dem Tage wurde auch das neue Haus eingeweiht, auf das der Sattler riesig stolz war. Er zeigte den Patio, die Säulen und die Glasurfliesen, als ob alles das Werk seiner Hände sei.

Die Trauung fand in der Kirche zu San Gil statt, vor der Muttergottes der Hoffnung, die auch die Macarena genannt wird. Als der Zug die Kirche verließ, glänzten unter den Sonnenstrahlen die fremdartigen Blumen und bunten Bängel von Hunderten von Manillaschals, in die die Freundinnen der Braut gehüllt waren. Ein Abgeordneter war Brautführer. Von den weißen und schwarzen Filzhüten der Mehrzahl der Hochzeitsgäste stachen die funkelnden Zylinderhüte des Verkäufers und anderer Herren ab, die für Gallardo schwärmten und es sich nicht nehmen ließen, ihm an diesem wichtigen Tage das Ehrengelock zu geben.

An der Tür der neuen Wohnung wurden den ganzen Tag hindurch Almosen verteilt. Es kamen sogar aus den umliegenden Dörfern Arme herbei, durch den Ruf dieser prunkvollen Hochzeit angezogen.

Im Patio gab es einen großen Schmaus. Mehrere Photographen machten Aufnahmen für die Madrider illustrierten Blätter; war doch die Hochzeit Gallardos ein nationales Ereignis. Bis spät in die Nacht hinein tönnten Gitarren und Kastagnetten unter fortwährendem Gänklatschen. Die Mädchen tanzten die anmutigen Sevillaner Tänze, mit hochgehobenen Armen, wobei die zierlichen Füßchen allerlei verwickelte Krabesken auf dem Marmorboden zeichneten. Duzendweise wurden Flaschen des außerlesensten andalusischen Weines entkorkt, und von Hand zu Hand gingen die Gläser mit feurigem Jerez, herbem Montilla und blassem, zartduftendem Manzanilla von Sanlucar. Alle waren beerauscht, aber ihre Trunkenheit hatte nichts Stürmisches; sie war sanft, ruhig und schwermütig, und gab sich nur in klagenden Liedern kund, wiewo durcheinander gesungen, die von Mord und Totschlag, Zuchtthaus und Friedhof handelten und vom armen Mütterlein, den ewigen Leitmotiven des andalusischen Volksliedes.

(Fortsetzung folgt.)

(Raucherei verboten.)

10) Wenn die Natur ruft.

Von Jack London.

Autorisierte Uebersetzung von L. Böns.

Wenn es heißt, das ungearbeitete Hunde das Doppelte an Futter brauchen als alte Hunde, so war es nicht zu verwundern, daß die sechs neuen Hunde bei der Hälfte der üblichen Futtermenge bald mit ihrer Kraft zu Ende waren. Der erste, der eines Morgens tot dalag, war der Neufundländer, und bald darauf folgten die drei Pinscher, die beiden anderen waren nur noch Haut und Knochen.

Mit den Menschen war auch eine Veränderung vorgegangen. Sie hatten sich eine Nordlandsfahrt doch anders vorgestellt, und die Enttäuschungen hatten ihre Laune vollkommen verdorben. Mercedes hatte aufgehört, über die Hunde zu weinen, denn sie hatte genug zu tun, über sich selbst zu weinen und in den Pausen mit Mann und Bruder zu janken. Zum Zanken waren die drei überhaupt nie zu müde. Wenn Mercedes nicht mit den beiden Männern gaulte, dann benutzten sie die Zeit, um sich gegenseitig die größten Grobheiten zu sagen. Jeder von den beiden glaubte nämlich, daß er mehr täte, als seine Pflicht war, und er warf das dem anderen bei jeder Gelegenheit vor. Mercedes nahm dann manchmal die Partei des Mannes, manchmal die des Bruders, und das Ende davon war jedesmal eine allgemeine Panikerei. Und wenn es sich auch nur darum handelte, wer Feuerholz haben sollte, so ging es doch gleich vom Hundertsten ins Tausendste. Die ganze Familie wurde hineingezogen, Vater, Mutter, Onkel, Tanten, und selbst die verstorbenen Urgroßväter. Wenn auch Charles' Ansicht über Liebhabertheater durchaus nichts mit Holzhasen zu tun hatte, so war sie doch ein willkommener Anlaß zum Weiterpinnen der sonst vielleicht zu schnell beendigten Schimpferei. Inzwischen wurde natürlich überhaupt kein Feuer angemacht, und die Hunde wurden vergessen.

Mercedes fühlte sich fortgesetzt beleidigt und gekränkt. Sie war eine hübsche, etwas rundliche kleine Person, und stets war sie mit größter Zuborlogenheit von allen Männern behandelt worden, aber das Benehmen ihres Mannes und ihres Bruders ließen jetzt manchmal viel zu wünschen übrig. Sie hatte bislang immer gefunden, daß es ihr gutfiel, sich etwas hilflos und unselbständig zu benehmen, aber die beiden Männer hatten jetzt wenig Sinn

dafür. Sie hatte schon lange aufgegeben, mit den Hunden Mitleid zu haben, sondern hatte es nun mit sich selbst, und weil sie wunde und müde Füße hatte, bestand sie darauf, auf dem Schlitten zu sitzen. Diese hübsche rundliche kleine Person wog aber 120 Pfund. Wenn das an sich auch nicht viel war, so war es doch viel zu viel für die Hunde. Charles und Gal baten sie vergeblich, abzustehen und zu gehen. Sie weinte und schrie und rief Himmel und Erde zu Hilfe gegen solche Grausamkeit. Mit Gewalt war bei ihr auch nichts auszurichten. Einmal hatten sie es auch damit versucht und sie einfach heruntergenommen, aber zum zweiten Male taten sie es nicht. Sie hatte damals ein Schüppchen gezogen wie ein unartiges Kind und hatte sich in den Schnee gesetzt. Die beiden Männer waren ruhig weiter gefahren und glaubten, daß sie wohl zur Vernunft kommen würde. Als sie aber drei Meilen gefahren waren und nichts mehr von ihr zu sehen war, hatten sie den Schlitten abgeladen und waren zurückgefahren, um sie zu holen. Sie hatte noch an derselben Stelle gesessen.

Ihr eigenes Leid machte sie ganz empfindungslos gegen das ihrer Hunde. Hals Theorie, die er allerdings nur bei anderen anbedete, hieß: Nur kein unnötiges Mitleid! Und diese Theorie übte er praktisch an den Hunden. Am Fünffingerfelsen wurde das letzte Hundefutter verteilt. Zum Glück begegnete ihnen aber ein altes Indianerweib, die sich bereit erklärte, gegen den Revolver in Hals Gürtel ihnen eine getrocknete Pferdehaut zu verkaufen. Die alte Haut, die vor einem halben Jahre vielleicht einem verhungerten Gaul abgezogen war, gab aber nur schlechten Ersatz für Futter. Wenn die Hunde das harte, in Stücke gehackte Zeug verschlungen hatten, lag es ihnen schwer wie Eisen im Magen, und war es dann aufgetaut, so ballte es sich zu einer lederen, haarigen Masse zusammen.

Bud ging nur noch wie im Traume an der Spitze des elenden Hundegespannes. Er zog so lange, bis er hinfiel, und erst wenn die Peitschenschläge hageldicht fielen, raffte er sich wieder auf. Sein Fell war nur noch eine schmutzige, struppige Masse; da wo der Peitschenstiel gar zu hart getroffen hatte, hing das geronnene Blut. Seine Muskeln waren schlaff und knotig geworden, und jede Rippe war zu sehen. Es war zum Herzbrechen, Buds Herz aber brach nicht. Das hatte der Mann in der roten Jade gestählt.

Und wie Bud, so ging es auch den anderen Hunden; sie waren wandelnde Gerippe. Sieben waren es noch im ganzen. Den Schlag der Peitsche fühlten sie nicht mehr; nur schwach und verschwommen kam ihnen der Schmerz zum Bewußtsein, gerade wie die Außenwelt ihren Augen, und jedes Geräusch ihren Ohren. Sie lebten ja kaum mehr.

Und eines Tages fiel Billy, der Gutmütige, und konnte nicht mehr hochkommen. Da nahm Gal, der nun keinen Revolver mehr hatte, das Weil und schlug ihn auf den Kopf. Dann schnitt er die Stränge durch und warf ihn mißsamt seinem Sattelzeug seitwärts in den Schnee. Bud sah es und auch die anderen, und jeder wußte, daß es ihm auch bald so gehen würde.

Am nächsten Tage kam die Reize an Krona. Jetzt waren sie nur noch fünf. Der hinkende Peil, der viel zu elend war, um sein schlechtes Gemüt zu zeigen, Joh, der einäugige Solleks und Keef, der in diesem Jahre noch keine so große Fahrt gemacht hatte und noch am frischesten war, dafür aber die meisten Prügel bekam. Bud war noch immer Leithund; halb blind von Schwäche setzte er langsam einen Fuß vor den anderen.

Es war herrliches Frühlingswetter, aber weder Mensch noch Tier achtete darauf. Jeden Morgen ging die Sonne früher auf und jeden Abend ging sie später unter. Schon um drei Uhr fing es an zu dämmern und vor elf Uhr abends war es nie dunkel. Die Sonne schien den ganzen Tag. Das Leben rührte sich überall in der Natur; der Saft stieg in die Bäume, die Weidenknospen brachen auf. Die Heuschrecken fingen an zu zirpen, allerhand Gewürm kam aus der Erde, und in den Wäldern fing der Specht an zu hämmern; die Siebhornchen kletterten in den Bäumen umher, und die wilden Gänse kamen vom Süden.

Von jedem Felsen tropfte es, und die Quellen fingen an zu rieseln. Das Eis des Flusses krachte und hatte stellenweise schon große Risse. Und durch all diese Frühlingsherrlichkeit froh im brennender Sonnenglut langsam der Schlitten mit den beiden Männern, der Frau und den Hunden, bis zu John Thorntens Lager am Ufer des Milchflusses.

Als der Schlitten hielt, fielen die Hunde hin wie tot. Mercedes hatte ihre Tränen getrocknet und lächelte John Thornten an. Charles setzte sich auf eine Matte, ganz langsam und vorsichtig, denn jedes Glied tat ihm weh. Gal führte die Unterhandlung. John Thornten arbeitete ruhig weiter an einem neuen Stiel zu seiner Axt, nur ab und zu warf er ein Wort ein oder gab einen kurzen Rat, wenn er nach etwas gefragt wurde. Viel sprach er nicht, denn er kannte diese Art Leute und wußte, daß sie doch nicht tun würden, was er ihnen riet.

„Die Leute da unten hatten uns gesagt, daß man zu dieser Jahreszeit nicht mehr die Bahn auf dem Fluß benutzen könnte, das Eis hielte nicht mehr, aber wie Du siehst, sind wir trotzdem hier,“ prahlte Gal.

„Narren haben eben manchmal mehr Glück als vernünftige Leute,“ meinte John Thornten ruhig. „Ich würde jedenfalls nicht für alles Gold in Alaska wagen, jetzt noch auf dem Eise zu fahren.“

„Aber wir.“ Eigen Sinnig warf Gal den Kopf in den Nacken und schwang die Peitsche. „Se, Bud, marsch.“

Thornten arbeitete ruhig weiter. Wenn nicht zu rufen war, dem war auch nicht zu helfen.

Die Hunde rührten sich trotz alles Zurufes nicht. Sie waren schon lange in einem Traumzustande, aus dem nur Prügel sie wecken konnten. Und die Peitsche fauste ohne Unterlaß durch die Luft. John Thornten biß die Zähne aufeinander. Solles war der erste, der auf die Füße kroch; Keel folgte, und dann Joh, der dabei vor Schmerzen schrie. Zweimal fiel er wieder hin, aber schließlich blieb er doch stehen; Bud aber erhob sich nicht; er versuchte es auch gar nicht. Er lag ruhig da, wo er hingefallen war. Die Peitschenhiebe fielen unaufhörlich, aber er winzelte nicht einmal. Es war das erstemal, daß Bud den Dienst versagte, und das genügte für Gal, um ihn in helle Wut zu bringen. Jetzt schlug er mit dem Peitschenstiel, aber Bud rührte sich nicht, wie dicht auch immer die Schläge fielen. So viel hatte er schon erduldet, daß er nichts mehr fühlte. Er hörte höchstens ganz dumpf ein Geräusch, wenn der Stock auf seine Knochen fiel. Aber es waren ja nicht die Feinen, es war ja nicht sein Körper, der da lag.

Plötzlich stürzte John Thornten hinzu. Einen Schrei stieß er aus, der nicht aus einer Menschenlehre, sondern aus der eines Raubtieres zu kommen schien. Im nächsten Augenblick taumelte Gal und fiel um wie ein gefällter Baum. Mercedes schrie, Charles zwinkerte mit den kleinen wässrigen Augen, aber er stand nicht auf, denn dazu war er zu steif.

John Thornten hatte sich über Bud gebeugt. Er war kreidebleich und zitterte vor Aufregung und Zorn.

„Schlägst Du den Hund noch einmal, dann schlage ich Dich tot!“ stieß er endlich hervor.

„Es ist mein Hund,“ rief Gal, der aufgestanden war und sich das Blut von der Nase wischte. „Weg da, ich kann machen was ich will.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus dem dunkelsten Europa.

Die Albanesen.

Von H. Singer.

Der kleine, in seinen abgelegenen Ecken auf ein ehrwürdiges Alter zurückblickende Volksstamm der Albanesen, ein Nest der Ägypter, bereitet der Türkei wieder einmal schwere Verlegenheiten; sie muß große Truppenmassen aufbieten, um diese unruhigen Geister aufs neue ein wenig zur Ruhe zu bringen. Der Ruf der Albanesen ist im allgemeinen nicht gut, und man pflegt hauptsächlich an ihre ewigen Stammesfehden und die Sitte der Blutrache zu erinnern, wenn man sie kurz charakterisieren und die Veredlung jenes schlimmen Rufes dardun will. Nun sind die Albanesen gewiß ein höchst wildes, auf noch sehr primitiver Stufe der Gestaltung stehendes Volk mit allerlei barbarischen, eigentümlichen Sitten, ein Anachronismus in Europa; aber es haben sich doch in den letzten Jahren die Stimmen gemehrt, die eine gerechtere Verteilung von Licht und Schatten herbeizuführen bemüht gewesen sind. Hierzu sind scharfe und objektive Beobachter wie Paul Träger, Karl Steinmetz, E. Liebert und Franz Baron Kopska zu rechnen, die auf ihren Reisen durch die unbekanntem Gebirgswinkel besonders Nordalbanien mit deren verrufenen Bewohnern in enge Verührung gekommen sind und manchmal monatelang umgefahret und bestens beschäftigt unter ihnen gewohnt haben. Ihre überaus wichtigen Bemerkungen über Land und Volk sind meist in dem verdienstlichen, von Karl Patck in Serajewo herausgegebenen Sammelwerk „Zur Kunde der Balkanhalbinsel“ erschienen.

Von der Blutrache meint Liebert, sie bestehe in Albanien zwar in ihrer grausamsten Folgerichtigkeit zu recht; aber sie sei in diesem Lande, wo es an einer Leben und Eigentum verbürgenden Obrigkeit fehle, zum Selbstschutz notwendig. Er bemerkt dann: „Auch die Stammesfehden wüthen in einzelnen Teilen unbarmherzig wie Menschenjagen. Hat aber damit der Fremde etwas zu tun? Ist schon je ein Fremder auch nur in der leisesten Weise davon betroffen worden? Trägt nicht gerade die Blutrache zu seiner Sicherheit bei? Und stehen den europäisch und anachronistisch erscheinenden Gewohnheiten nicht Eigenschaften zur Seite, auf die Europa und unsere Zeit stolz sein könnten? Da ist vor allem die Gastfreundschaft, die weitgehendste und selbstloseste Gastfreundschaft. Jedem, der in den Bergen war, wurde sie ohne Bitte als selbstverständlich gewährt. So oft ich nach einer anstrengenden Wanderung im einsamen Gebirge in ein Haus oder eine Hirtenhütte eintrat, stets war man darauf bedacht, für mich zu sorgen; man gab mir vom Besten, was an Speise und Trank vorhanden war; man räumte mir den besten Lagerplatz ein; nie sah ich ein mütterliches Gesicht, immer umgab mich freundlichste Bereitwilligkeit. Aber nicht bloß Gastfreundschaft wurde mir gewährt. Das Haus, das ich betrat, bürgte auch für meine Sicherheit. Gewährt nun der Albaner so weitgehendes, so hat auch der Fremde ihm das nicht zu versagen, was überall gefordert wird: Achtung vor den Landesitten. Man hüte sich, in düntelhaftem Europäertum heimliche Eigenheiten geringfährig zu behandeln. Rücksichtslosigkeit empfindet auch der Albaner unangenehm, denn er besitzt bei aller Rauheit ein ausgesprochenes, natürliches Taktgefühl.“

Nur mit dem Mißtrauen dieser Leute hat der Fremde anfänglich zu rechnen. Sie sehen nicht recht ein, was er in ihrem Lande will, und glauben, daß er seine überlegenen Kenntnisse zur Erlangung irgendwelcher ihnen verborgener Vorteile verwenden wolle.

Zur Charakteristik des Volkes seien noch einige weitere Einzelheiten angeführt. Das Wissen über die Außenwelt ist recht gering. Nach der Ansicht des Stammes Sala sitzen die „sieben Könige Europas“ sämtlich in einer festen Burg beisammen und beraten, wie sie am besten den in Konstantinopel residierenden allmächtigen Türkenkaiser bekriegen könnten. Diese Albanesen haben eben noch nichts vom „ranken Manne“ gehört, der den „Königen Europas“ längst nicht mehr gefährlich ist.

Die abergläubischen Vorstellungen der Albanesen erinnern in ihrer Abenteuerlichkeit und Dästerkeit an Anschauungen der Papuas oder mancher Afrikaner. Die Dras sind die Luft bevölkernde Geister, Schutzengel, schwarz und häßlich die der bösen, schön die der guten Menschen; sie sind indessen sterblich und führen durch ihren Tod auch gleich den Tod ihrer Schützlinge herbei. Ein gewaltiger Elementargott ist Senj Verbh, der vor den Hagelstürmen einherzieht. Man sucht ihn bei solchen Gelegenheiten durch Gewehrschüsse zur Umkehr zu bewegen, und dasselbe Mittel wendet man an, um das bei Mondfinsternissen den Mond verkümmernde Ungetüm zu verschenden. Dann gibt es die des Nachts als Lichter umherstreichenden Hegen (Striga), die durch Blutaussagen oder Ausfressen der Leber Menschen töten — also Vampyrbergglauben. Wenn man aber von einer Frau weiß, daß sie eine Striga ist, so kann man sie auf folgende Weise unschädlich machen: Man legt sie, während sie schläft, so um, daß der Kopf dort zu liegen kommt, wo vorher die Füße liegen. Wenn man sie dann plötzlich weckt, so stirbt sie unfehlbar; denn die zum Körper zurückkehrende Seele, die ihn während des Schlafes verlassen hatte, findet in der Eile nicht den Eingang, den Mund, und kann deshalb nicht schnell genug wieder in den Körper gelangen. Man begegnet auch wohl der Meinung, daß überhaupt jeder Mensch zwei Seelen habe, eine tierische und eine intellektuelle, die den Schlafenden durch den Mund verließen.

In Sala und Plani ist der Glaube verbreitet, daß es eine Schlange mit einem Zauberring um den Hals gebe, und daß der, der sich in den Besitz dieses Ringes zu setzen verstände, reich und mächtig werde. Nach der Meinung der Malzoren muß man, um einen von Schlangen gehiteten Schatz heben zu können, an Ort und Stelle einen schwarzen Hammel oder einen schwarzen Hahn opfern. Die Murturi behaupten, man müsse die Stelle, wo man den Schatz vermute, zuerst abends mit Asche bestreuen und am folgenden Morgen nachsehen, welches Tier darauf seine Fährte zurückgelassen habe, denn nur so könne man erfahren, was für ein Opfer der Hüterin der Schatzes genehm sei. Ein solches Tier müsse dann getötet werden. Finde man aber eine menschliche Spur, so dürfe man nicht einmal vor einem Mord zurückschrecken, müsse also einen Menschen opfern. Der Albanese des Wilajets Soutari schließt häufig mit Schlangen einen Vertrag ab; er verspricht der ersten Schlange, der er im Frühjahr begegnet, während des ganzen Sommers keine Schlange zu töten, und erhält dafür von ihr die Zusicherung, daß sie und ihre Sippe während dieser Zeit den Herden keinen Schaden zufügen werden.

Auf Asigabeln werden manchmal Steine gelegt, was deshalb geschehen soll, damit die Seelen der Verstorbenen bei ihrer Wanderung auf ihnen Ruheplätze finden. Die Zukunft erforscht man durch Beobachtung des Schulterblattes eines Tieres. Man hält die Schulterblätter der bei einem Mahle verzehrten Lämmer gegen das Feuer und studiert im durchfallenden Licht die hellen und dunkeln Fiede. Auch das Hühnerbrustbein wird als Orakel benützt.

Eigentümlich ist das in Nordalbanien gebräuchliche Mittel, im Gebirge durch Schüsse und Rufe miteinander zu verkehren. Es geschieht das auf ganz ungläubliche Entfernungen. In Sala und Pulti ist das Rufen zu einem ausgebildeten System entwickelt. Man weiß dort genau, welche Häuser einen Ruf weitergeben und an wen man sich zu wenden hat, um eine Nachricht in eine entfernter liegende Niederlassung zu schicken. Wichtige Nachrichten gelangen oft in sehr kurzer Zeit viele Kilometer weit von Haus zu Haus.

Wie genau die Albanesen es mit der Blutrache nehmen, geht daraus hervor, daß sie sich Stammbäume von mehreren hundert Namen merken. Bei dieser Blutrache kommt die männliche Verwandtschaft bis zum achten Grade in Betracht. Auch der verfallt der Blutrache, der etwa einen auf früherer Tat ertappten Dieb tötet. Sonderbar ist ferner, daß bei den Dufadzjin ein Grundeigentümer bestraft werden kann, auf dessen Hof ein Dieb verunglückt. So wurde, wie Kopska erzählt, von der richterlichen Stammesversammlung der Murturi ein Mann zu einer erheblichen Geldbuße verurteilt, weil ein Dieb, der in der Nacht auf seinen Birnbaum gestiegen war, in den im Hofe befindlichen Brunnen gefallen und so umgekommen war. Das Urteil wurde damit begründet, daß der Hausbesitzer verpflichtet gewesen sei, das gemeingefährliche Brunnenloch verdeckt zu halten. Es kommen aber auch gegenseitige rechtliche Auffassungen vor.

Seine Unschuld sucht ein Angeklagter gern durch Eideshelfer zu erweisen, die allerdings nicht selten das Unglaublichste beschwören. Heiliger als der Schwur mit Eideshelfern ist aber in Sala der „Schwur auf den Steinen“, den freilich die katholische Kirche — nicht wenige Albanesen sind römisch-katholisch — und auch die türkischen Behörden nicht anerkennen: mit einem Stein auf der Schulter geht der Mann die Grenze seines Ackerlandes ab, wenn es sich in

Streitfällen z. B. darum handelt, Grenzsteine zu setzen, und der Spruch: „Möge dieser Stein mein Gewissen bedrücken“, bindet mehr als hundert Eide. Wer einen mit einem Stein belegten Gegenstand entwendet, dem wird der fortgerollte Stein das Gewissen belasten. Kirchlich anerkannt wird dagegen eine andere Art, die Unschuld zu zu bezeugen: der Schwörende verpflichtet sich, eine Nacht allein in der Kirche des Ortes zu verbringen und dabei dreimal die Kirchenglocke zu läuten.

Ganz untergeordnet ist die Stellung der Frau in der Familie. Die Töchter sind erbfähig und bekommen nur eine dürftige Ausstattung bei der Heirat. Es herrschen Brautlauf und Brautraub. Männliche Nachkommen werden hier mehr ersehnt, als vielleicht in jedem anderen Lande, und eine Frau, die nur Töchter hat, gilt als eine schlechte Gattin und wird nach dem Tode ihres Mannes von dessen männlichen Verwandten einfach aus dem Hause gewiesen; es sei denn, daß der Tote einen Bruder hinterläßt, der die Witwe als Nebenfrau — worauf allerdings im katholischen Albanien der Kirchenbann steht — zu sich nimmt. Bis zum 18. Jahrhundert war es Sitte, mit der Frau erst vor den Altar zu treten, nachdem sie einen Knaben geboren hatte. Jetzt geschieht das indessen schon einige Tage nach dem Eingehen der Ehe. Verschwunden ist auch die heute noch in Dalmatien bestehende Sitte, daß man die Toten in einem besonderen Gebäude auf einen eisernen Rost legte, bis sie verwest und die Knochen in eine darunter befindliche Grube gefallen waren. Bezüglich der Stellung der Frau ist aber eine Notiz von Steinmey von Interesse, wonach von den überaus wilden Nilaj in den unzugänglichsten Teilen des nordalbanischen Hochlandes bei Stammesfehden mit den Nachbarn die Frau als Begleiterin eines Fremden sorgfältigst respektiert wird; denn die Frau wird eben von der Wuttrache nicht betroffen. In diesem Zusammenhange mag dann noch die ganz merkwürdige Institution der „Mannweiber“ (Verdzinets) erwähnt werden. Ein solches war z. B., wie Kopsia erzählt, ein junges Mädchen, das, um sich nicht von seinem Vater trennen zu müssen, seinem Geschlecht entsagt hatte. Nichts verriet an dem hübschen, gut belleideten und bewaffneten Jungen, der rauchend unter den Männern saß, daß er zum zarten Geschlecht und nicht in diese Gesellschaft gehörte.

Fanatisch Andersgläubigen gegenüber ist in Albanien meist nur die Bevölkerung der Städte; die Bergbewohner sind sehr tolerant und die christlichen und mohammedanischen Stämme verhalten sich keineswegs feindlich zueinander, leben vielmehr in ganz guten Beziehungen.

Kleines feuilleton.

Gauzwirtschaft.

Kaninchengerichte. Wie alles weiße Fleisch, so wird auch das des Kaninchens im Volke wenig geschätzt. Das ist um so mehr zu bedauern, als das Kaninchenfleisch mit 21½ Proz. Eiweißgehalt die meisten anderen Fleischarten an Nährwert übertrifft. Dabei ist es sehr leicht verdaulich und — wenn richtig zubereitet — auch sehr wohlschmeckend. Deshalb sollte in der Zeit der Fleischteuerung, wo eine rationelle Beföstigung immer schwieriger wird, der Kaninchenzucht viel mehr Beachtung geschenkt werden, als bis jetzt geschieht. Die westlichen Länder: Frankreich, Belgien, Holland und England, in denen der Gase fast ausgerottet ist, gehen uns hinsichtlich der Kaninchenzucht mit gutem Beispiel voran. Dort hat man es in der Züchtung großer und schwerer Sorten, der sogenannten Lapins (Lapäng) — der Berliner nennt sie Rapphengste — zu besonderer Vollkommenheit gebracht. Frankreich allein züchtet jährlich mehr als 80 Millionen Lapins. Sie gelten dort durchaus nicht nur als „armer Leute Fleisch“, sondern sie werden auch in der bürgerlichen Küche viel verwendet und auf mancherlei Arten schmackhaft zubereitet. Die wilden Kaninchen, deren Fleisch besser als das der Stallhasen schmeckt, sind in manchen Ländern, so in Australien, zur Landplage geworden und werden in Massen geschossen. Auch auf unieren Märkten erscheinen regelmäßig wilde Kaninchen. Wenn sie auch heute nicht mehr so billig sind wie in früheren Jahren, so liefern sie in diesen knappen Zeiten doch noch immer verhältnismäßig billige Gerichte. Die zweckmäßigsten Bereitungsarten für wilde und zahme Kaninchen sind folgende:

Gebratenes Kaninchen. Das abgestreifte und ausgeweidete Tier muß mehrere Tage abhängen oder in Milch gelegt werden; auch Milch, die beim Kochen geronnen ist, kann hierzu sehr gut verwendet werden. Einige zerquetschte Wachholderbeeren und eine kleine Zwiebel kann man beifügen. Die sich bildende Milchsäure konserviert das Fleisch, macht es zarter und gibt ihm gleichzeitig einen angenehmen Wildgeschmack. Dann trocknet man das Fleisch ab und brät es gepöckelt oder ungepöckelt, nachdem es gesalzen wurde, in gutem Fett gar, was auf der Herdplatte im Schmortopf geschehen kann. Nach Bedarf wird Wasser und saure Sahne zugegossen. Hat man das Fleisch in Milch gelegt, so wird diese statt der Sahne zum Nachgießen benutzt. Die Sauce wird mit in Wasser klargestührtem Kartoffelmehl gebunden und durchgeschrien, wenn sie nicht glatt sein sollte. Will man das Kaninchen füllen, was nur zu empfehlen ist, so darf beim Ausweiden die Bauchhaut nicht abgeschnitten werden. Zur Füllung nimmt man 1—1½ Weißbrötchen, schält die Rinde ab, weicht sie ein

und drückt sie aus. Dann läßt man in einem kleinen Kochgefäß ein wassuhgroßes Stück Butter zergehen und rührt die gewichte Semmel mit einem Ei auf gelindem Feuer zu einem steifen Brei ab. Herz, Leber, Lunge und Nieren des Kaninchens werden fein gehackt und mit dem Brei vermischt, den man mit Salz, Muskatnuß und einem Eßlöffel gehackter Petersilie würzt. Diese Füllung kommt in die Brust- und Bauchhöhle, die dann zugenäht wird. Dann wird das Kaninchen weiter behandelt wie vorher.

Gedämpftes Kaninchen mit Makkaroni. Das gesäuberte Kaninchen wird gepöckelt, gesalzen und mit gutem Essig eingegeben. Man dämpft es in wenig Butter mit Zwiebel und Wurzelstücken unter gelegentlichem Zugießen weich, fügt einige Tomaten oder etwas Tomatenpüree hinzu und rührt die Sauce durch ein Sieb. In Salz- wasser abgekochte und mit Butter heiß geschwenkte Makkaroni passen vortrefflich dazu.

Kaninchenfricassee. Das Kaninchen wird mit Essig abgerieben, in Stücke geschlagen und gesalzen und gepfeffert einige Stunden hingestellt. Dann schwißt man 2—3 Löffel Mehl in gutem Fett gelb, fügt soviel Wasser hinzu, daß eine dünneimige Sauce entsteht, tut Zwiebeln, Zwiebeln, Gewürz und Salz, auch wohl ein Stengelchen Thymian und Basilikum dazu und kocht das Fleisch hierin weich. Statt der Kräuter kann man auch einige getrocknete oder frische Pilze hinzufügen. Die Sauce wird beim Anrichten nach Gefallen mit einem Eigelb abgezogen.

Geröstetes Kaninchen. Ein junges, gut abgezogenes Kaninchen kann man in Stücke zerlegen, salzen und pfeffern, mit Ei und Semmel panieren und schnell gar braten. Dazu gibt man Salat.

Kaninchenragout. Hierzu wird das Blut des Tieres beim Schlachten in Essig aufgefangen. Nimmt man ein wildes Kaninchen, so läßt man sich beim Schlächter einige Löffel Schweineblut geben, das fast stets zu haben ist. Das in Stücke geteilte Kaninchen wird mit verdünntem siedendem Essig übergossen, dem man einige Wachholderbeeren beifügt. So läßt man es einige Tage stehen. Dann wird Mehl mit Fett — sehr gut schmeckt Speckfett — gebräunt und so viel Wasser hinzugefügt, daß eine dünneimige Sauce entsteht. Man würzt mit dem Essig der Marinade, Salz, Gewürz und Zucker, auch wohl mit einem Stückchen Pfefferkörner, und läßt das Fleisch in dieser Sauce gar kochen. Zum Schluß fügt man das gequirte Blut hinzu, mit dem vermischt das Gericht aber nicht mehr kochen darf.

M. Kt.

Geologisches.

Die Temperaturverhältnisse des Erdkerns. Recht interessant sind die Ergebnisse, die die Untersuchungen in dem Bohrloch bei Czuchö in Schlesien, das vom preussischen Bergwerksamt angelegt worden ist, gezeitigt haben. Dieses Bohrloch hat eine Tiefe von 240 Meter und ist damit das tiefste der ganzen Erde. Es sollte lediglich wissenschaftlichen Zwecken dienen und in erster Linie Aufschluß über die Temperaturverhältnisse der tieferen Erdschichten geben. Die Versuche haben nun gezeigt, daß die Wärme auch in den größten bisher erreichbaren Tiefen ständig zunimmt, und zwar beträgt die Steigerung bei je 31 Meter 1 Grad Celsius. Dieses Resultat ist von hoher Bedeutung. Gerade in letzter Zeit nämlich mehren sich die Stimmen, die sich gegen die Lehre von der feuerschlüssigen oder gasförmigen Beschaffenheit des Erdinnern aussprechen, während bekanntlich die Mehrzahl der Forscher noch immer auf dem Standpunkt verharret, daß unsere Erde eigentlich nichts darstellt als einen riesigen Feuerball, der nur an der Oberfläche erkalte ist. Diese letztere Anschauung stützt sich aber gerade auf die Tatsache, daß die Wärme in Bohrlochern und Bergwerken nach dem Erdmittelpunkt zu ständig steigt.

Bekanntlich ändert sich auf der Erdoberfläche die Temperatur den Tageszeiten und der Stärke der Sonnenbestrahlung entsprechend fortgesetzt. Aber schon in einer Tiefe von 20—30 Metern haben wir jahrein, jahraus dieselbe Temperatur zu verzeichnen. So sind beispielsweise in den Kellern der Pariser Sternwarte, die sich 29 Meter unter der Erdoberfläche befinden, Thermometer aufgehängt, die seit dem Jahre 1788 unveränderlich 11,6 Grad Celsius anzeigen. Unterhalb dieser neutralen Zone nimmt jedoch die Wärme stetig zu. Sie erhöht sich beispielsweise in den Schächten des Erzgebirges bei je 42 Meter, in den Bergwerken bei Manchester bei je 33 Meter und in den Gruben bei Newcastle bei je 33 Meter um 1 Grad. Man nennt diese Strecke, mit der eine Erhöhung der Wärme um je 1 Grad verbunden ist, die geothermische Tiefenstufe (abgeleitet von den griechischen Wörtern gao = Erde und thermos = Wärme). Die geothermische Tiefenstufe ist durchaus nicht überall gleich, wie schon aus den angeführten Beispielen ersichtlich ist. Ja die Schwankungen können recht bedeutend sein. So ist in den preussischen Bergwerken der höchste Betrag der Tiefenstufe zu 115 Meter, der niedrigste zu 15,5 Meter ermittelt worden, welche Beträge überhaupt ungefähr das Maximum und das Minimum der Tiefenstufe darstellen. Immer bleibt also die Tatsache bestehen, daß die Wärme nach dem Innern zu zunimmt, und aus zahlreichen Beobachtungen hat man als Mittel der geothermischen Tiefenstufe den Betrag von 34 Meter berechnet. Mit diesem Durchschnittswert lassen sich die Resultate der Bohrungen bei Czuchö sehr gut in Einklang bringen. Jedenfalls zwingen auch sie uns zu der Annahme, daß sich die Zunahme der Temperatur nach der Tiefe zu noch weiter fortsetzt.

S. Br.